

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Bartis, Attila
Das Ende

Roman Aus dem Ungarischen von Terézia Mora

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42763-7

SV

ATTILA BARTIS

DAS ENDE

Roman

Aus dem Ungarischen
von Terézia Mora

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien u. d. T. *A vége* 2015
im Verlag Magvető, Budapest.

Erste Auflage 2017

© Bartis Attila, 2015

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42763-7

Das Ende

»Kaufe Wiege, auch gebraucht.«

Volksblatt Marosvásárhely, Kleinanzeigen

ERSTER THEIL

Samstag früh, als ich zum Flughafen fuhr, war es noch neblig. Als das Taxi an der Wiese am Stadtrand Richtung Terminal 2 einbog, lag ein schwarzer Hund mitten auf der Straße. Er zuckte noch. Das vor uns rasende Auto wird ihn überfahren haben. Der Taxifahrer bremste, lenkte den Wagen an den Straßenrand, hielt an. Er nahm ein Stahlkabel unter seinem Blouson hervor, schlug damit zweimal auf die Stirn des Tiers, bevor er es an den Füßen auf den Wegesrand zog. Verzeihung, sagte er, als er sich wieder hinters Lenkrad setzte. Kein Problem, sagte ich.

Mein Name ist András Szabad, zweiundfünfzig Jahre alt, Fotograf. Ziemlich bekannt. Genauer gesagt, sehr. Obwohl das an sich noch kein Grund ist, sein Leben niederzuschreiben.

Ich flog nach Stockholm, um mich untersuchen zu lassen.

Seit zwei Jahren mache ich keine Fotos mehr. Seitdem Éva gestorben ist.

Zu Beginn möchte ich noch klarstellen, dass ich nicht an Gott glaube. Lange Zeit dachte ich anders darüber, aber nun sehe ich klar. Das sagt natürlich nicht etwas über Gott, sondern über mich. Ich habe keinen Glauben in mir. Und ohne Glauben ist Hoffnung nichts anderes als

das Durchzählen der Chancen. Was, wie jedes Durchzählen, ein wenig lächerlich ist.

Zum Beispiel: ob der Arzt in Budapest versehentlich zwei Ergebnisse vertauscht hat.

Entweder ja oder nein.

Trotz alledem muss ich anerkennen, dass es in der Welt doch so etwas wie Vorsehung gibt, auch wenn ich nicht fähig bin, den Grund dafür unzweifelhaft bei Gott zu sehen. Kann sein, er ist mächtiger als wir, kann sein, er entspringt aus uns. Das wird niemand entscheiden können.

Kornél sagte, ich solle mein Leben niederschreiben, wenn man einmal das Ganze betrachtet, beantworten sich solche Fragen meist von allein.

(Budapest, Herbst 1960)

Aus jener Zeit erinnere ich mich eigentlich nur an die Dunkelheit. Oder eher an die Trübe. Genau drei Jahre waren in der gleichen Trübe vergangen, in der mein Vater und ich am teerstinkenden Keleti-Bahnhof ankamen. Vollkommen gleichgültig, ob es am Morgen hell wurde, das Licht machte das Tiefgraue nur sichtbarer. Das war eine andere Art Dunkelheit als die, in der die zurückliegenden drei Jahre vergangen waren. Da konnte man wissen, es wird ein Ende geben. Es gab ein Papier mit Stempel, auf dem stand: drei Jahre. Dass statt meines Vaters ein Schatten aus dem Gefängnis kommen würde, stand nicht drauf und auch nicht, dass meine Mutter, wenn er

durch die Tür kommt, an diesen drei Jahren schon gestorben sein wird. Aber man konnte wissen, es würden drei Jahre sein. Und es gibt kein Naturgesetz, keine unerschütterliche physikalische Formel, die wichtiger gewesen wäre als diese Sicherheit: drei. Auch meine Mutter wäre um keinen Preis im ersten oder im zweiten Jahr gestorben. Wenn drei, dann drei. Dann muss man warten, bis wenigstens der Schatten meines Vaters wieder zu Hause war.

Wir suchten das Buffet, damit er sich Zigaretten kaufen konnte, dann gingen wir zu Fuß zu dem Mietshaus. Auch heute noch wohne ich die meiste Zeit hier. Seine Schuhe waren zu eng. Das heißt, ursprünglich passten sie, nur beim Packen schwollen ihm die Füße an, trotz Stock konnte er kaum einen Fuß vor den anderen setzen. Ich bot an, seinen Koffer zu tragen, aber er gab ihn nicht her, lieber blieben wir an jeder Straßenecke stehen, um auszuruhen. Den Weg kannte er, er war schon einmal hier gewesen, so mussten wir wenigstens niemanden fragen.

Es waren wenige Leute auf der Straße, die Geschäfte machten gerade auf. Der Hauswart zog die Mülltonnen auf die Straße. Mein Vater hatte auch ihn schon einmal getroffen, jetzt stellte er mich vor, dann gingen wir hoch in die Wohnung.

Der Schlüssel klemmte, im Flur war kein Licht. In den Zimmern hing je eine Fünfundzwanziger-Glühbirne. Die funktionierten. In der Küche eine Hunderter. Mein

Vater fragte, welches Zimmer ich haben wolle. Ich schaute durch die Fenster, man konnte aus beiden das Gleiche sehen. Ich sagte, egal, also nahm ich das, in dem wir gerade standen. Mein Vater brachte meinen Koffer aus dem Vorraum herein. Eine Weile wusste er nicht, wohin damit, suchte nach einem geeigneten Platz, schließlich stellte er ihn in der Mitte des Zimmers ab. Ich schaute mir das Haus gegenüber an. Eine alte Dame goss hinter einem Nylonvorhang Blumen.

Übrigens war die Wohnung nicht ganz leer, die vorherigen Bewohner hatten in jedem Zimmer eine Matratze zurückgelassen, bei mir stand zwischen den beiden Fenstern ein Schreibtisch aus Sperrholz mit einem Stuhl, im Zimmer meines Vaters ein Kleiderschrank. Die Tür des Schranks war herausgefallen. Und natürlich waren da noch die beiden Kachelöfen. In der Küche ein Herd der Marke Otthon und eine rote Kredenz, auch aus Sperrholz. Ebenso der Spülschrank. Den warf ich nach dem Tod meines Vaters als Erstes hinaus.

Ich nahm den Stuhl und stellte ihn in die Zimmermitte, neben den Koffer. Ich setzte mich lieber dorthin als an den Tisch. Der Koffer war doch irgendwie meiner. Mein Vater fragte, ob er die Tür zwischen den beiden Zimmern schließen solle. Ich sagte, ja. Eine Flügeltür, ich half ihm, den Riegel zu schließen. Wir schlossen sie, und dann blieb sie so.

Ich hörte, wie das Schloss an seinem Koffer mit einem Klacken aufging. Dann, wie er weinte. Dann hörte er

auf zu weinen und klackte den Koffer wieder zu. Danach hörte ich ihn nie mehr weinen.

Er sagte Bescheid, dass er hinuntergehen und Semmeln und Wurst besorgen würde. Ich sagte, gut. Nachdem die Wohnungstür sich hinter ihm geschlossen hatte, wartete ich noch eine Weile, bis ich mich endlich entschloss und hinausging, um zu pinkeln. Eine Kakerlake rannte durch das Badezimmer. Ich löschte das Licht und pinkelte lieber in die Küchenspüle. Danach ließ ich das Wasser laufen, bis mein Vater mit den Semmeln, zweihundert Gramm Lyoner und einem Stadtplan von Budapest zurückkehrte.

Wir aßen in meinem Zimmer, weil dort der Tisch stand. Ich saß auf dem hochkant gestellten Koffer, mein Vater auf dem Stuhl. Die Krümel warf ich mit der Papiertüte zusammen ins Klo, danach breitete mein Vater den Stadtplan aus und zeigte mir, wo wir waren.

Merke dir, es ist parallel zum Lenin-Ring. Du steigst auf dem Platz des Siebenten November aus und gehst die Népszabadság, die Straße der Volksrepublik, entlang Richtung Heldenplatz. Du kannst auch Metro fahren, aber es ist nicht so weit. Oder du kommst über die Majakowski. Szív utca acht. Herzgasse acht. Nimm ihn immer mit, dann verirrst du dich nicht, mein Sohn.

Also faltete ich den Plan zusammen und steckte ihn ein, und von da an trug ich ihn jahrelang mit mir herum. Ich verlieb mich so gut wie nie. Auch wenn ich vorerst noch keine Ahnung hatte, von wo ich überhaupt mit der Stra-

ßenbahn am Platz des Siebenten November ankommen könnte. Erst am nächsten Tag kam ich drauf, dass ich zwar schon in dieser Stadt lebte, aber die Wohnung noch gar nicht verlassen hatte. Da nahm ich den Stadtplan und sah nach, wie man zur Donau kam. An der ersten Ecke nach links, dann auf dem Lenin-Ring nach rechts, bis zum Ende. Dem Maßstab nach zu urteilen war es genauso weit weg wie von uns zum Wäldchen. Man brauchte die Straßenbahn also gar nicht.

(auf der Brücke)

An der Ecke gegenüber gab es noch die Trafik. Später sind wir dort immer telefonieren gegangen. Ich kaufte eine Packung Zigaretten. Der Mann hatte gefragt, was für eine ich wollte. Ich kannte nur die Sorte, die mein Vater rauchte, Sellö. Also kaufte ich eine Packung Sellö. Die kostete nur zwei Forint. An Streichhölzer hatte ich nicht gedacht. Die Donau fand ich gleich beim ersten Versuch, es wurde schon dunkel. Ich ging auf die Brücke, damit ich beide Ufer auf einmal sehen konnte. Ich bat einen Passanten um Feuer. Ich hatte noch nie geraucht, dabei hätte ich es ruhig tun können. Ich wusste, dass mir schwindlig werden würde, also hielt ich mich am Geländer fest. Unter mir strudelte das Wasser, hinter mir fuhr eine Straßenbahn vorbei. Die Brücke erzitterte.

Eine Frau mit ihrem Kind ging vorbei. Dann zwei Männer. Dann noch eine Frau in einem grauen Herbstmantel, von weitem dachte ich, es wäre Imolka. Von der ers-

ten Zigarette wurde mir tatsächlich etwas schwindlig, aber nicht so sehr, wie ich es mir gewünscht hätte. Als ich bei der zweiten wieder um Feuer bat, schenkte mir der Mann die Streichhölzer, so dass ich die Leute nicht mehr ansprechen musste. Obwohl es die Straßenbahn gab, gingen ziemlich viele zu Fuß über die Brücke. Zu Hause hätte ich in der gleichen Zeit schon mindestens fünfmal jemanden grüßen müssen. Bis ich die zehnte geraucht hatte, war ich vollkommen durchgefroren vom Wind. Ich hoffte, die Frau, die Imolka so ähnlich sah, würde denselben Weg zurückkommen, aber sie kam nicht. Obwohl, selbst wenn, wäre nichts passiert. Rechts eine Burg, links ein Parlament, in der Mitte ein Frachtschiff.

(der Lagerist)

Ursprünglich sollte der LKW mit unseren Möbeln drei Tage später ankommen. Ich kaufte einen Besen und einen Wischlappen. Beim Hausmeister besorgte ich mir einen Eimer und eine Leiter. Der Hausmeister hieß Gyula Korbán, er lebte allein. Hinten im Hof, neben den Gemeinschaftsklos war seine Dienstwohnung. Er stellte die Mülltonnen raus, salzte im Winter den Gehsteig, zeigte die Leute an, viel mehr hatte er nicht zu tun. Ich glaube, außer mir und meinem Vater hatten alle im Haus Angst vor ihm. Wir hatten keinen Grund, Angst zu haben. Aufpasser von viel höherem Rang als ein Hausmeister schrieben Berichte über meinen Vater. Ich machte sauber, obwohl es nicht besonders schmutzig war. Unser Radio war in dem LKW, also konnte ich nicht zu Radiomusik sau-

bermachen, dennoch, das Parkett polierte ich mit einem Lappen und Wachs, wie wir das mit meiner Mutter immer gemacht hatten. Der LKW kam nicht. Mein Vater wartete noch einen Tag und erkundigte sich dann. Es gab ein Problem mit dem Frachtbrief, deswegen war der Wagen noch nicht da, aber in zwei Tagen würde er da sein, sagten sie ihm am Telefon. Dann, dass wir eine falsche Adresse angegeben hätten und der LKW wieder nach Mélyvár zurückgefahren sei. Wir hatten keine falsche Adresse angegeben.

Mein Vater arbeitete vom dritten Tag an. Er war Lagerist in der Gummifabrik hinter dem Friedhof. Das verschlimmerte den Zustand seines Beins wenigstens nicht. Seit dem Gefängnis konnte er ohne Stock nicht mehr richtig gehen. Obwohl er auch davor schon immer einen Stock benutzt hatte. Schon als Kind. Er erreichte irgendwie, dass ich aufs Gymnasium gehen konnte, obwohl das keinen Sinn hatte, ich hätte sowieso nicht studieren dürfen. Ich hätte es ohnehin nicht gewollt. Meine Fähigkeiten diesbezüglich sind beschränkt. Ich besuchte keine Stunde mehr als nötig, damit sie mich nicht hinauswarfen. So konnte man mich wenigstens ruhig auf der Straße kontrollieren, ich galt nicht als arbeitsscheu. Bevor Adél Selyem an die Schule kam, hatte ich zu niemandem näheren Kontakt.

Mein Vater ging manchmal los und besuchte den einen oder anderen alten Pester Bekannten. Manche baten ihn schon in der Tür, er möge sie nicht wieder aufsuchen, andere erst, als sie erfuhren, dass er vor kurzem aus dem

Gefängnis entlassen worden war. Es gab natürlich auch welche, die uns sonntags zum Mittagessen einluden. Und von denen ich Kleidung bekam und manchmal auch Bücher. Das kam, ehrlich gesagt, häufiger vor. Es waren die meisten. Sie können nichts dafür, dass sie in dieser Dunkelheit verlorengegangen sind. Auch die, die sich nur trauten, die Tür eine Sicherheitskette breit zu öffnen, sind darin verlorengegangen.

Wir sollten Weihnachten bei Bekannten verbringen, aber sie sagten ab. Nicht aus Angst oder Böswilligkeit, sondern weil ihr Kind ins Krankenhaus gekommen war. Also blieben mein Vater und ich zu Hause. Unten bei der Markthalle packten die Verkäufer schon ein, aber er konnte noch einen Weihnachtsbaum ergattern. Der Weihnachtsbaumfuß war auch im LKW, ebenso der Baumschmuck, also lehnten wir den Baum einfach nur in die Ecke. Wir hatten eine Kerze, vor ein paar Wochen, als die Sicherung herausflog, musste ich den Hausmeister darum bitten. Ich zündete sie an, wir stellten uns vor ihr auf und sangen Stille Nacht. Dann ging mein Vater in sein Zimmer und kam mit der Zorki zurück und einer Rolle Forte-Film.

Frohe Weihnachten, mein Sohn.

(die Zorki)

Das erste Bild schoss ich von der Donau. Das heißt, wenn ich die Fotos nicht mitzähle, die ich von meiner toten Mutter gemacht hatte. Aber die existierten nicht, der Film war herausgerissen, ich drückte stundenlang

den Auslöser, ins Nichts. Am ersten Weihnachtsfeiertag ging ich auf die Brücke, wie beinahe jeden Abend. Ich stellte die Zorki auf das Geländer, damit sie sich nicht bewegte, und wartete, bis die Straßenbahn vorbeigefahren war, denn davon erzitterte die Brücke. Ich wollte ein ganz anderes Bild machen, aber damals ergab sich nur das. Rechts die Burg, links das Parlament, in der Mitte ein Eisbrecher. Es war schon dunkel, ich dachte, mit einer vollen Blende würde es eine Minute dauern, aber mir reicht eine halbe, dann leuchten nur die Lampen und die Eisschollen. Ich drückte ab, zählte stumm bis dreißig, dann ließ ich den Auslöser los. Womit ich nicht gerechnet hatte, war, dass das, was einen Moment lang vor mir ist, nicht ewig währt. Dass im Laufe einer halben Minute die Lichter der Autos Schlangenlinien ziehen und der Fluss Schiff und Eisschollen davonträgt.

Mein zweites Foto war vom selben Abend, die nackte Glühbirne an meiner Zimmerdecke. Überbelichtet. Das dritte war die Tanne in der Ecke. Dann legte ich den Fotoapparat weg und nahm ihn tagelang nicht zur Hand. Es gab keinen Anlass. Dann zog am Tag nach Neujahr eine Frau um die vierzig in das Haus gegenüber, eine Etage unter uns. Sie war nicht schön, eher nichtssagend, aber sie machte das Fenster jeden Morgen sperrangelweit auf. Sie legte das Kissen und die Decke zum Lüften raus. Sie trug einen blauen, gesteppten Morgenmantel und ein Kopftuch. Sonntags stand sie zur gleichen Zeit auf wie die alte Frau gegenüber, so konnte ich auch einige Fotos machen, auf denen sie die Bettwäsche auslüften lässt, während die alte Frau über ihr die Blumen gießt.